

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 274 Bromberg, den 29. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(25. Fortsetzung.)

Die Tanne wunderbar.

Die Fortuna machte im Handelshafen neben einem großen Paketboot des Norddeutschen Lloyds fest, das schon am nächsten Morgen nach Newyork abfuhr.

Eine Woche lang wurde stramm gearbeitet, bis die Jakarandahölzer gelöscht waren. Dann gab es ein paar Ruhetage, und Jonni kargte nicht mit Vorschuß und Landurlaub. Auch Mandus, der ja seine erste Prüfung bestanden hatte, wurde bedacht und bekam eine Handvoll italienisches Papiergeld.

Als Andres Ochwatt an Land ging, nahm er Mandus mit, und Kuno schloß sich ihnen an. Den ganzen Tag liefen und fuhren sie in der alten, wunderlichen Seeräuberburg herum und landeten schließlich hoch oben unter dem wehenden Leinenzelt der Trattoria zum Righi.

Sie bestellten Wein und sprachen zunächst wenig. Der Tropfen war gut. Außerdem waren ihre Zungen und Kinnladen durch schwärzliche Tabakklümpchen, die bald rechts, bald links geschoben werden mußten, hinreichend beschäftigt. — Die zitronengelbe Dezembersonne stand gerade auf der Spitze des dünnen, scharfkantigen Leuchtturms, der vom Westen her den weiten, halbkreisförmigen Hafen überwachte.

Andres Ochwatt spuckte seinen ausgelutschten Priem übers Geländer.

„Ho!" lachte der ihm gegenübersitzende Kuno und schickte seine Tabakpille gleichfalls über Bord. „Das ist just so, als auf dem großen Michel in Hamburg. Man denkt, man trifft die Fortuna aufs Achterdeck, und dabei fliegt das Prüntje aufs Kirchdach."

„Das ist ein wunderschöner Hafen!" stellte Mandus als angehender Kapitän fest.

„Allemal!" nickte Kuno und schnitt einen frischen Priem von seinem Swatten Krusen, den er aus der Westentasche geholt hatte. „Der ist schöner als unser Hamburger."

„Schöner wohl", gab Andres Ochwatt zu, „doch viel größer können sie ihn nicht machen. In Hamburg ist immer noch Platz zum Buddeln, aber hier nicht."

„Ich kann unser Schiff sehen!" rief Mandus.

„Wahrhaftig!" bestätigte Kuno und winkte dann dem Kellner: „Kammerjäger! Buddel Wien!"

„Subito! Subito!" tenorte der Kellner und stob mit flatternden Rockschößen davon.

„Das will ich meinen!" lachte Andres Ochwatt. „Mit einem Maul voll Platt kömmt der Hanseat um die ganze Welt."

Und sogleich begann Kuno vor sich hinzusummen das Lied von Jan Hinnerk, dem unvergleichlichen Violinisten, der alles machen kann, was er will.

„Un da mokt he sick en Spanischmann!
Spanischmann pardauz!
Un da mokt he sick en Hollandsmann!
Hollandsmann pardauz!
Und da mokt he sick en Napolejon!
Napolejon pardauz!
Un da mokt he sick en Engelsmann!
Engelsmann pardauz!"

Nun fielen auch Andres Ochwatt und Mandus stillvergnügt ein:

„Un da mokt he sick en Hanseat!
Hanseat! Holl fast!
Düvelooch! Düvelooch! säg de Spanischmann,
Gootsverdori! Gootsverdori! säg de Hollandschmann,
Ick bin Kaiser! Ick bin Kaiser! säg Napolejon,
Nix to mooken! Nix to mooken! säg de Engelsmann,
Holl dien Muhl! Ick holl fast! säg de Hanseat,
Vigolin! Vigolin! säg dat Geigeken
Un Vigolin, Vigolin un Vigo-Vigolin!
Un sien Deern, de het Kathrien.
Und dorbi wohnt he noch jümmer
Up de Lammer-Lammerstroot,
Kann mooken, wat he will,
Un is jümmer, jümmer still."

Dann sogen sie weiter am roten ungemischten Chianti. Unterdessen löste sich die Sonne vom Leuchtturm los und hing eine Weile an der nördlichen Fahnenstange des mittleren Turmkranzes wie eine japanische Papierlaterne. Röter und röter wurde sie, röter und röter aber wurde auch Mandus Frixens rundes Jungengesicht.

„Trink nicht soviel!" mahnte Kuno beinahe väterlich.

„Ach was!" knurrte Andres Ochwatt. „Du willst dem Jungen auch gar kein Vergnügen gönnen!"

„Er hat schon rote Ohren!"

„Laß ihn trinken, dann werden sie von selbst wieder weiß. Prost Mandus!"

Mandus war so froh und leicht zumute, seitdem er seine erste Schifferprüfung bestanden hatte, daß er seinem Drittelonkel gründlich Bescheid tat.

„Wir haben noch einen bannig weiten Weg, ehe wir an Bord sind!" gab Kuno zu bedenken.

„Ein volles Faß läuft leichter bergab als ein leeres!" entkräftigte Andres Ochwatt diesen Einwurf.

Und er hatte richtig prophezeit. Als nach einer halben Stunde die Sonne rot wie eine Riesentomate hinter den Rivierabergen versank, hatte Mandus wirklich kreidebleiche Ohren, und seine Stulpsnase geisterte aus dem tiefroten Gesicht wie die weiße Wasserlilie aus einem düstern Waldsee.

Es begann schnell zu dunkeln. Und da kam auch schon aus den Bergen ein kalter, unfreundlicher Luftstrom und mahnte zur Heimkehr.

Nun ging es die für deutsche Seemannsbeine höchst vertrakten Salitastufen hinunter. Voran trottete breitspurig Andres Ochwatt. An jeder Biegung schielte er nach Mandus zurück, dessen Füße sich beim besten Willen nicht an den veränderten Kurs gewöhnen wollten. Er pendelte zwischen den hohen Steinmauern, die den abschüssigen Weg einschlos-

sen, hin und her, und seine Nase wurde bei jedem Schritt um einen Kompaßstrich bleicher. Aber er gab sich den Anschein, als sei das alles nur ein kleiner Spaß, und er freute sich diebisch, wenn er mit Kuno zusammenstieß, der seine Weinladung auch nicht viel besser verstaut hatte und abwechselnde Schlagseite machte. Und da Mandus stets in entgegengesetzter Richtung pendelte, kamen sie immer wieder mittwegs in Kollision, ohne jedoch groß Havarie zu machen.

Die schrägen, mit roten Ziegeln gepflasterten Stufen, die sich den Unregelmäßigkeiten des Bergabhanges anschmiegten, waren bald länger, bald kürzer, und Kuno fluchte jedesmal wie ein von Jan Hinnerk eigenhändig gemachter Hanseat, wenn er das Bein gehoben hatte, wo keine Stufe, und wenn er das Bein nicht gehoben hatte, wo eine war, so daß es schließlich Andres Ochwatt, der an jeder Ecke ein neues Kielwasser bergabwärts suchte, gar zu bunt wurde.

„Kuno!" rief er zurück. „Nimm deine Hammelbeine besser zusammen!"

„Das ist ja eine ganz verdüvelte Treppe!" verteidigte sich Kuno. „Die mag wohl für die italienischen Esel gut genug sein, aber nicht für meiner Mutter Sohn!"

„Mandus!" sprach nun der Bruchonkel. „Komm, ich will dich lieber unterfassen!"

„Nein!" bäumte sich Mandus auf. „Ich kann noch leicht allein laufen!"

Damit tat er einen Sprung und fiel wie ein Mehlsack auf die kreidebleiche Nase. Zum Glück war sie vollständig blutleer. Mit Hilfe seiner beiden Begleiter kam er auch bald wieder auf die Beine. Und nun hätte der Heimweg fortgesetzt werden können, wenn nicht plötzlich etwas hier im Welschland ganz Ungewöhnliches, fast Ungehöriges zu hören gewesen wäre.

Kuno spitzte zuerst die Ohren. Dann guckte sich Andres Ochwatt verwundert um, und endlich spürte auch Mandus dieses überaus Seltsame durch den dicken Nebel, mit dem der Wein sein Bewußtsein umhüllte. Da wurde nämlich ganz in der Nähe Musik gemacht. Sanft, süß und getragen kamen die Töne daher. Es war etwas ganz anderes als das zwitschernde Mandolinengeklimper und das grollende Gitarrengequatr, das zu dieser Landschaft gehörte. Mandus schien es, als flösse diese Musik wie ein milder Weinregen vom Himmel. Kuno dagegen schaute tiefsinnig vor sich nieder, als ob sie wie ein Chiantiquell aus der Erde sprudle. Andres Ochwatt aber hatte längst entdeckt, daß sie gleich hinter der hohen steinernen Gartenmauer erzeugt wurde, an der sie lehnten.

Immer süßer und voller wurden die Akkorde.

„Das klingt just wie eine Orgel!" sabbelte Kuno andächtiglich.

„Das ist ein Harmonium!" belehrte ihn Andres Ochwatt.

Und gleich fielen helle Kinderstimmen ein und sangen ein Lied, das Kuno trotz des Weines, den er in sich hatte, doch ziemlich bekannt vorkam. Er hatte dieses Lied vor sieben Jahren zum letzten Male gesungen, als er noch kurze Hosen trug und seiner Mutter die Äpfel aus der Speisekammer zu grapsen pflegte.

Indessen war Andres Ochwatt etwas zurückgegangen, und nun winkte er lebhaft. Hier lasen sie aus dem weißen Porzellanschild an einer eisernen Gittertür in deutschen Buchstaben: Wilhelm Köhler, Konsulatssekretär. Hinter dem Gitter aber schimmerten durch immergrünes Buschwerk drei helle Fenster. Aus dem mittelsten quoll das Licht am stärksten. Die ganze Breite und Höhe dieses Fensters standen voll kleiner, flackernder Flämmchen.

„Weihnachtsabend!" flüsterte Andres Ochwatt und kratzte sich hinterm Ohr.

„Gottsverdorla!" brummte Kuno kopfschüttelnd. „Daß wir das vergessen haben! Da hätten ja noch ein paar Buddel draufstehen können!"

Wieder begann die Musik.

„Ob sie wohl noch einmal singen?" seufzte Kuno ganz elegisch.

„Ruhe im Schiff!" zischte ihm Andres Ochwatt ins Ohr.

Wiederum ertönte der Gesang, nachdem das Vorspiel zu Ende war. Und sie hörten die frohe Botschaft:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her!
Ich bring' euch gute, neue Mär.
Der guten Mär bring' ich soviel,
Davon ich singen und sagen will!"

Bei der zweiten Strophe wollte Kuno leise mitbrummen, aber ein ganz sonderbarer, eigenartiger Ton, der plötzlich hinter ihnen in das Lied hineinschluchzte, ließ ihn herumfahren.

Auch Andres Ochwatt drehte sich um.

Und da sahen sie ihre Weihnachtsbescherung!

Denn Mandus, der eben angehende Kapitän, saß auf einer Salitastufe; die Fäuste in die Augenhöhlen gepreßt, die Ellenbogen auf den Knien, und heulte so erbärmlich und aufrichtig, daß es einen Grabstein hätte erbarmen können.

Erheblich verdutzt hörten sie ihm eine ganze Weile zu. Als er aber noch immer keine Anstalten traf, sein unseemännisches Tun einzustellen, vielmehr bei jeder neuen Strophe mit erneuter Kraft losjammerte, wollte ihn Kuno bei der Schulter packen. Aber Andres Ochwatt fiel ihm in den Arm.

„Laß man!" flüsterte er. „Es ist besser, er heult sich ordentlich aus."

Drinnen im Zimmer spielte Wilhelm Köhler, der Vater und Konsulatssekretär, auf dem Harmonium weiter, und seine acht Kinder standen wie die Orgelpfeifen um den Weihnachtsbaum herum und sangen. Und draußen vor dem Gartentor heulte Mandus Frixen aus Hamburg, der Schiffsjunge der Bark Fortuna, die Begleitung dazu, daß ihn der Bock stieß.

Endlich verstummte das Lied, und das Harmonium stellte sein sanftes Flöten ein. Mandus jedoch weinte weiter im Text, daß ihm die hellen Tränen an der überblassen Nase entlangströmten, und wimmerte, schluchzte und stöhnte, als hätte er sich die fünfzehn Jahre seines Lebens auf nichts anderes vorbereitet.

„Junge! Junge!" murmelte Kuno ganz ergriffen und fuhr sich mit dem Handrücken verstohlen über beide Augenlider, denn da fühlte er auch schon etwas Nasses. „Mandus! Menschenskind, hör auf! Das kann ja kein Pferd aushalten. Du kannst doch nicht die ganze Nacht dabei sitzenbleiben!"

„Laß ihn sitzen, bis er fertig ist!" sprach Andres Ochwatt und stopfte sich seine Pfeife.

„Aber er ist doch besoffen und ganz duhn!" gab Kuno zu bedenken.

„Das seh' ich all lang!" nickte Andres Ochwatt und setzte seinen Brösel unter Dampf. „Wenn er den Wein, den er zuviel getrunken hat, wieder ausgeheult hat, dann wird er schon von selbst abstoppen".

Nun beugte sich Kuno wie ein Samariter zu Mandus nieder und verfiel in den Ton der Barmherzigkeit.

„Was fehlt dir denn, mein Jung? Hast du Kopfschmerzen? Tut dir der Wein nicht gut? Warum sagst du nichts, Mandus? Sag doch was, Mandus! Sag doch was zu deinem Kuno!"

Doch Mandus widerstand dieser Lockung und heulte, bald durch die höheren, bald durch die tieferen Oktaven. Zwar weinte er nicht mehr so stark wie zuvor, dafür aber um so hartnäckiger.

„Ja, das ist nun einmal so!" murmelte Andres Ochwatt. „Er heult eben, weil er keinen Weihnachtsbaum hat!"

Da tat Mandus einen ganz besonders tiefen Schluchzer, fiel nach rechts um und lag wie halbtot da.

„Und hier kann man nicht einmal ein Auto kriegen!" knurrte Adres Ochwatt.

„Ich nehm' ihn auf den Buckel und trag' ihn hinunter!" sprach Kuno bereitwilligst.

Andres Ochwatt griff mit zu, um Mandus frachtgerecht auf Kunos Rücken zu verstauen. Und Kuno schritt mit der Last so sicher und vorsichtig den Berg hinab, als hätte er seit drei Monaten keinen Tropfen Wein gesehen. Dabei rieselte ihm das kalte Tränenwasser, das der Junge auch jetzt noch ohne Unterlaß, wenn auch in geringeren Mengen von sich gab, in den Hemdkragen hinein und den Rücken herunter. Aber Kuno hielt aus und machte nicht eher halt, bis sie die nächste Station der Drahtseilbahn erreicht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der vergessene Brief.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Georg Eschenbach.

Die Hölle der Materialschlacht tobte über dem zerfetzten Land. Zersplitterte Baumstümpfe ragten gespenstisch in den brauenden Morgennebel der flandrischen Niederung hinauf als letzte Zeugen einstigen blühenden Lebens.

Die Kompanie hockte in ihren Löchern, wartete auf den Angriff, der sich dort drüben entwickeln mußte, wartete auf den Tod, und die Gedanken kehrten zurück in die Heimat, kehrten zurück zum Liebsten, was der Einzelne im lehmbeschmutzten grauen Rock dort hinten, Hunderte von Kilometern weit zurück, besaß.

Für den Jäger Grotefeld war es ein Mädchen. Aus den Nebeln vor den Scheiben seiner Gasmaske wuchs ihm ein lockendes Bild hervor. Er sah einen blonden Kopf, leuchtende Augen und einen lächelnden Mund, und er dachte an einen Brief, den das Mädchen vielleicht gerade jetzt in der Hand hielt und las. Seinen Brief.

Sie hatten einander schon lange gekannt, und doch war es nie zur letzten Aussprache gekommen. Denn wenn auch das Eiserne Kreuz erster Klasse auf seiner Brust davon sprach, daß der Jäger Grotefeld zu den Besten und Waghalsigsten in der Kompanie gehörte, so hatte ihm doch dem Mädchen gegenüber der Mut gefehlt. Sie waren, als er vom letzten Urlaub wieder zurück mußte an die Front, auseinander gegangen wie gute Freunde, und das entscheidende Wort blieb unausgesprochen.

Und deshalb hatte er diesen Brief geschrieben. Die wenigen Zeilen sollten, wenn er einmal aus dem Hexenkessel Nordfrankreichs zurückkam, wenn ihn der Tod verschonte, über sein Leben entscheiden. Nur eine kurze Antwort hatter er gefordert, um ein einziges Wort gebeten: „Ja!" Vielleicht sprach sie dieses Wort eben aus, vielleicht warf sie es gerade aufs Papier: „Ja, ich warte auf dich, bis du zurückkommst!"

Da kam der Angriff. Das Bild zerrann. Verjagt von springenden braunen Schatten. Zerfetzt von Handgranaten.

Mancher von der Kompanie blieb still in den Trichtern liegen, als in der Nacht die Ablösung kam. Die anderen kehrten nicht ins alte Quartier zurück, denn den Leutnant traf unterwegs ein Befehl: „Zur Bahn!" Das Bataillon sollte sich in einem ruhigeren Abschnitt von den Wunden erholen, die ihm die flandrische Hölle geschlagen hatte.

Nun wartete der Jäger Grotefeld in den Vogesen auf den Brief seines Mädchens, auf das eine Wort. Er wartete umsonst. Wohl erreichten ihn ein paar Zeilen, freundlich wie sonst, doch das Wort fehlte. Da glaubte er, zu verstehen: Das Mädchen wollte ihn nicht. Und er schrieb nicht mehr. Er wußte ja, daß es noch andere gab — einen kannte er gut —, die um ein freundliches Wort aus dem Munde des Mädchens froh waren. So hatte wohl dieser eine ihn verdrängt. —

Beinahe vierzehn Jahre waren seitdem verstrichen. Da kam ein ehemaliger deutscher Soldat wieder nach Flandern. Er wollte das Land wieder sehen, das er nur als zerwühlten Sumpf gekannt hatte. Er fand das Dörfchen wieder, in dem er mit seiner Kompanie in Quartier gelegen. Er fand auch das Haus, das ihm damals mit seiner Gruppe Unterkunft bot. Er fand selbst den Alten wieder, den die Jäger damals aus seiner Wohnstube hatten verdrängen müssen.

Nun sprachen sie von dem in schweren Monaten gemeinsam Erlebten, weckten im Geiste einstiger ehrlicher Feindschaft alte Erinnerungen. Und plötzlich faßte sich der Quartierwirt an die Stirn: „Beinahe hätte ich es vergessen wie damals. Unter Ihren Kameraden war einer, der gab meiner Frau, bevor er in Stellung ging, einen Brief für Ihre Feldpost. Ein Fliegerangriff in der nächsten Nacht trieb uns aus dem Dorf, und der Brief wurde vergessen. Ich fand ihn erst nach Jahren wieder, als meine Frau gestorben war."

Und nun kramte der Alte den Brief aus einer Schublade hervor und gab ihn dem Deutschen. Der las die Anschrift eines Mädchens, las den Absender: Jäger Grotefeld. Er konnte sich nun wohl daran erinnern, daß sein Kamerad einmal in redseliger Stunde zu ihm von diesem Mädchen gesprochen hatte. Er wußte, sein Kamerad war nach dem Kriege aus seiner Heimat fortgezogen, doch sie hatten einander ein paarmal geschrieben, und er kannte seine Anschrift. Sie lag irgendwo zu Hause bei ihm im Schreibtisch. Und nun lächelte er bei dem Gedanken, was das Mädchen, das inzwischen wohl längst zur Frau geworden war, sagen würde, wenn die Post den vergilbten Brief aus Flandern brachte.

Er hatte sich freilich in einer Beziehung geirrt: Das Mädchen war nicht verheiratet. Es ließ den Kopf sinken, als es den Brief in der Hand hielt, denn nun ahnte es, warum es damals nicht mehr von ihrem Freund gehört hatte. Jetzt las es seine Anschrift. Und es dachte, wozu sollte es alte unnütze Erinnerungen wecken, denn sicher war alles schon längst zu spät.

Doch dann lag plötzlich der Federhalter in der Hand des alten Mädchens — wie die Leute es nannten —, und es schrieb dem früheren Freund, wie es nach vierzehn Jahren seinen Brief doch noch erhalten: „Es ist ja jetzt alles zu spät! Aber ich will nicht, daß Du noch länger schlecht von mir denkst. Ich habe auf Dich gewartet und an keinen anderen gedacht. Du wirst Dich wohl längst getröstet und eine andere gefunden haben." Und das alte Mädchen zog einen Strich unter dieses Erlebnis, das den Alltag nur für Stunden unterbrochen haben sollte. Es erwartete keine Antwort. Es schrieb ihm, daß es keine haben wollte.

Und doch kam eine Antwort: „Es ist ja gar nicht zu spät. Ich hole Dich!"

Wanderer ins Leere.

Skizze von Franz Braumann-Huttich.

Kalt und rauh brandet ein Wind vom Norden herein, unruhig atmend wie ein hastender Mensch. Dünner Nebel — wie Rauch — wandert mit, aufgelesen irgendwo und nun stumm hingegeben der grauen Fahrt. Jagend bergauf, hangab schleichend wechselt er, anschwellend und wieder breit auseinander schwimmend, tiefer und tiefer. Oben auf der Hochfläche noch hat er auf die Frage um Weg und Ziel geblasen: „Ins Land Nirgend — wo — o —." Ist abwärts gestolpert, tastend und sickernd und ruht jetzt breit, dunkel.

Ruht jetzt? Am Ziel?

Unter den trägen Schleiern atmet wie ein fiebernder Unhold, explosiv und verhalten, die Stadt.

Hanghoch lichtet der Tag an, tastet ein Rot am Himmel herauf. Und auf dem letzten Herbstacker pflügt ein junger Knecht. Braun dunkeln die Schollen, der Rauhreif knistert unter den wuchtenden Hufen. Der Pflüger pfeift hin für sich, denkt nichts, fragt nicht um die Kälte. „Hott, hott!" Das Leitseil schirrt, verschnaufend stehen die Gäule.

Als der Knecht die letzten Krumen vom Pflug geschabt hat, hält er inne und sinnt hinaus in die Niedern. Er hat die Nebel gefragt: „Wes Weg's!"

„Nirgend — wo — o —," haben sie geflackert, unruhig wie ein Flüchtiger. Und nun er sie dort unten sieht, träge und lauernd, kommt ihm Erkenntnis, was sie gemeint. „Nirgendwo", nickt er. „Stadt, bist du es?" Sein Gesicht, nicht gewohnt, Gedanken zu verbergen, schattet traurig.

Nirgendwo, nirgendwo . . .!

Er reißt sich zusammen, das unerhörte Erkennen, abschüttelnd, das ihn unsicher gemacht und traurig, und treibt die Pferde an. — —

Unter den nackten Bäumen hervor, die schamhaft klagen, noch ungewohnt der Blöße, kommt jemand gegangen.

Gegangen?

Nein, schleicht ein Mensch, gen Boden die Augen und die Schultern nach vorne. Die letzte Eiche wegnah erschauert, pflückt ihre letzten bunten Blätter und läßt sie erbarmend niedergleiten. Der Nord jedoch lacht auf.

Der Pflüger schaut auf und sieht die Gestalt dort. Er hat nicht gehört, woher und wann sie gekommen. Er wundert sich und fröstelt.

Stumm steht der Wanderer. Unter der Mütze ist ein Gesicht, das rauh sein sollte, vielleicht auch verwegen. Vielleicht noch Dunkleres und doch all das nicht; nur hilflos, verloren. Und aus dem Mund kommt hie und da ein Fluch und ist doch keiner. Eher ein Stammeln, fast wie Beten.

Jetzt jedoch schweigt der Fremde und — ist der Nord schuld oder das braune Dunkeln der Scholle, oder der Pflüger? — geht schweigend hinein in den Acker. Der Wind hängt still in den Bäumen und lauscht. Die Nebel verweilen. Der Pflüger steht wartend.

Aufmerksam, wie sichernd, streicht der Fremde über die Nüstern des Leitpferdes. Wie eine Welle legt es sich warm um sein frierendes Herz. Und bringt Mut und einen Schimmer in die Augen.

Nickend grüßen sich die Männer, jeder irgendwie befangen, und blicken aneinander vorbei. Bis der Pflüger fragt: „Und kommen tust du?"

„Von irgendwo."

„Und wohnen willst du?" — Nirgendwo."

Jäh erschrickt der Knecht. Denkt an die Nebel, die Stadt. Der Gedanke fingert wieder herauf mit eiskaltem Griff, der ihm gekommen, wie er nach den Nebeln gesehen. Sein Arm hebt sich und deutet in die Niedern hinab. „Dort hinab gehst du?"

„Ja", nickt der andere und schaut wild. Aber es ist nur ein trostloses Flehen. Es zittern seine Knie wieder.

„Laß mich pflügen!" Es klingt wie ein Hilferuf.

Der Knecht hat ein leises Mißtrauen, als er die Griffe losläßt, nimmt die Pferde am Zügel, und der Pflug wühlt. Holpert wohl, aber fügsam legt sich die Scholle. Lang ist der Acker. Der ungewohnte Pflüger hält krampfhaft die Griffe, und die Welt um ihn versinkt . . .

Das Rot am Himmel hat seine Pfeile bis hinüber zur Abendlinie des Horizonts geschossen, hat die Nebel angebrannt, daß sie sich duckten und hinabflohen nach — — — nirgendwo. Und der Nord bläst kälter noch als zuvor. Da brandet ein Glühen herauf, goldet und loht: Die Sonne! Ein neuer Tag!

„Hott, hott!" Der Acker ist zu Ende. Der Knecht kommt zurück, ein wenig überlegen. Der Pflüger atmet auf, erregt und mit zitternden Händen. Und dankt und geht.

Nur etliche Schritte, dann kommt er wieder. „Du, ich — ich möchte — immer dableiben!"

Da erschrickt der Knecht. Denkt weiter, an sich, an die Pferde, den Acker. „Das geht nicht; niemand kann dich brauchen."

„Niemand?" Seine Augen brennen. Die Sonne rötet sich hinter Nordnebeln.

Grußlos geht der Fremde. Tiefer; tiefer . . .

Die Schollen knirschen, der Huftritt stampft, das Leitseil schirrt wie ehedem.

Aber dann kommt Beklemmung über den Pflüger. Was nützt eines Knechtes Wehren dagegen? Vorn am Rain legt er die Hände an den Mund, schreit: „Komm zurück!"

Weit schon, weit, verdeckt von Nebeln und Winden, steht an der Wegmarkung der Fremde und überlegt, welchen Weg er gehen soll. Biegt ab von der Straße zur Stadt, wendet sich in die Niedern und Weiten. Ihm ist die Stadt ja „Nirgendwo". Auch draußen ist „Nirgendwo" in Nähen und Weiten . . . überall. Überall? — Nein, dort oben, wo die Sonne mit dem Winde reitet, wo das Land und die Menschen rauh sind, ist ein Acker, braun, ist ein Pflug, ist ein . . . Irgendwo!

„Komm zurück!" singt es in seinem Blute; der Wind aber verweht den frenen Ruf von der Höhe.

Endlos läuft die Straße. Nebelverhangen ist sie hinter ihm. Und fremd und fern das Ziel. Und des Einsamen „Und wohnen will du?" — „Nirgendwo."

Die Panne.

Von Geo Hering.

Der Regen tropfte von den Straßenbäumen, die seltsam blaß in der düsteren Landschaft standen. Tief und dunkel hingen die Wolken nieder. Es war keine Lust, auf der Straße zu gehen. Schwarze Rabenflügel schlugen zuweilen um den einsamen Wanderer, der, die Hände tief in die Taschen vergraben, mit gesenktem Kopf dahingeht. Die Straße schien kein Ende zu nehmen in ihrer Trostlosigkeit. Der Wanderer blieb stehen und wollte sich eine kurze Pfeife anzünden, aber die Streichhölzer waren naß und brannten nicht. „Verdammt", fluchte er und sog an der kalten Pfeife.

In der Verlassenheit der Straße stand plötzlich ein Auto. Ein Mann bemühte sich, die Panne zu beheben, aber seine Arbeit schien vergeblich zu sein.

„So ist's recht", pfiff der Wanderer durch die Zähne, „da stecken sie nun mit ihrem Karren. Keiner versteht was, aber einen feudalen Wagen haben sie alle."

Er wollte vorübergehen, aber dann dachte er, er könnte vielleicht ein paar Mark verdienen.

„Darf man mal sehen", sagte er und schob den Autofahrer rücksichtslos beiseite.

„Na, was werden Sie schon verstehen?" meinte der Fahrer.

Der Wanderer gab keine Antwort. Er prüfte ein wenig, er hatte den Schaden sofort, und als der Autofahrer probierte, brummte der Motor. Der Wagenlenker stieg wieder aus und zog seine Geldbörse. Der Wanderer sah in das Wageninnere. Sein Blick fiel auf eine junge Dame, die in den Polstern lehnte. Die kalte Stummelpfeife, die er unentwegt zwischen den Zähnen gehalten hatte, fiel zu Boden. „Lola!" Der Name entfuhr ihm unwillkürlich. Einen Augenblick sahen sich zwei Augenpaare an.

Die junge Dame lächelte, sie machte die Wagentür auf. „Julius? Wie kommen Sie hierher?"

Zu ihrem Begleiter gewandt, erklärte sie: „Das ist ein Jugendfreund, Ingenieur Julius Rink — mein Mann, Doktor Bormann!"

Zwischen den dreien entstand eine peinliche Verlegenheit. Der Wanderer hatte die Augen gesenkt, aber er fühlte doch den Blick des Paares auf seinem zerschlissenen Anzug.

„Wie geht es, Julius?" fragte die Frau, nur um etwas zu sagen.

Der Wanderer zuckte die Schultern: „Man hat nicht immer Glück. Wenn man keine Stellung hat, geht es einem nicht zum besten . . ."

Doktor Bormann suchte die Situation zu überbrücken: „Sie fahren doch mit, Herr Ingenieur?"

Der Wanderer schüttelte den Kopf. Brüsk wandte er sich ab. „Ich danke, aber ich bin gleich an meinem Ziel."

Doktor Bormann zog seine Karte: „Lassen Sie einmal von sich hören, vielleicht kann ich etwas für Sie tun . . ."

Er reichte dem Wanderer die Hand. Für einen Augenblick hielt dieser auch Lolas zarte Finger zwischen den seinen und die Wärme eines anderen Lebens spürte er. Dann sauste der Wagen davon. Einige Spritzer schlugen an seinen Anzug. Mit brennenden Augen sah der Wanderer dem Wagen nach. Dann riß er die Karte in kleine Fetzen und ließ sie verflattern. Er gab sich einen Ruck.

„Es muß auch so gehen. Vielleicht sehen wir uns noch einmal, Lola. Ich will nicht, daß du mich so zum letzten Male gesehen hast . . ."

Mit festen Schritten wanderte Rink weiter.



Eine dankbare Frau.

Im allgemeinen empfinden es die Leute unangenehm, angepumpt zu werden. Aber es kann sich manchmal rentieren, wenn man in solchem Fall nicht harthörig ist und die Börse zückt. Das beweist folgender Fall:

Vor etwa zehn Jahren diente in einem kleinen Dorf in Wales bei einem Tabakhändler eine Miß Dawes, dei damals in den Zwanzigern war. Eines Tages tritt in den Laden eine ältere, sehr respektabel aussehende Dame mit allen Zeichen höchster Aufregung. Sie klagt mit beweglichen Worten dem Fräulein Dawes ihr Leid. Sie habe ihre Geldbörse verloren und könne nicht nach Hause fahren, wenn ihr das junge Mädchen nicht aushelfe. Das gutherzige Ding nimmt mitleidig eine Banknote von zehn Schillingen aus ihrem Portemonnaie und überreichte sie der alten Dame. Bald darauf bekommt Miß Dawes einen langen Dankbrief, dem auch die geborgte Banknote beigelegt ist.

Miß Dawes hatte diese Geschichte längst vergessen, als dieser Tage ein umfangreiches Schreiben zweier Anwälte bei ihr eintraf, das ihr mitteilte, die alte Dame sei gestorben und habe ihr in ihrem Testament ein Legat über 50000 Mark hinterlassen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.